

Geschichtsvereine und Geschichtswerkstätten - vom Nebeneinander zur Zusammenarbeit?

Peter Adamski

Als die Geschichtswerkstatt am Friedrichsgymnasium ihre Arbeit 1983 mit zwei Projekten begann, die 1985 und 1986 in zwei Ausstellungen und kleineren Dokumentationen zur Nachkriegsgeschichte Kassels (Kassel danach. 1945-1948) und zum Schicksal der jüdischen Schüler der Schule (Jüdische Schüler am Friedrichsgymnasium) mündeten, musste einschlägige Sekundärliteratur gesichtet, Quellen gefunden und bearbeitet sowie - falls vorhanden - Zeitzeugen ermittelt und befragt werden, die zu einzelnen Untersuchungsaspekten Auskunft geben konnten. Dies gelang auch in mehr oder weniger befriedigender Form. Bezeichnend für den hier zu untersuchenden Zusammenhang ist allerdings, dass wir dabei kaum bis gar nicht auf Untersuchungen und Teilstudien der regionalen Geschichtsvereine (der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde mit seinen Zweigvereinen; historische Beiträge im „Jahrbuch des Landkreises Kassel“) oder gar des akademischen Wissenschaftsbetriebs zurückgreifen konnten. Erste wissenschaftliche Untersuchungen und Sammlungen von Dokumenten einschließlich einiger Abschriften von Zeitzeugeninterviews gab es schon, sie waren aber von Wissenschaftlern des Fachbereichs Gesellschaftswissenschaften bzw. interessierten Studierenden erarbeitet bzw. gesammelt worden.¹ Dort hatte sich Anfang der 80er Jahre eine Projektgruppe aus Lehrenden und Studierenden gebildet, die sich primär auf die Aufarbeitung des Nationalsozialismus in Kassel und Nordhessen konzentrierte.²

Das Interesse dieser Initiative ging über das rein Wissenschaftliche hinaus; es ging ihr um eine geschichtspolitische Einmischung, um die Konstituierung einer Erinnerungskultur, die verdrängte Themen und Aspekte in das kollektive Gedächtnis der Region heben wollte. Neben

1 Vgl. für die ersten Nachkriegsjahre: Wilhelm Frenz, Die politische Entwicklung in Kassel 1945-1969. Eine wahlsoziologische Untersuchung, Meisenheim 1974.

2 Forschungsstelle „Kassel in der Zeit des Nationalsozialismus“. Ihre ersten beiden Veröffentlichungen spiegelten durchaus noch den frühen Stand einer wissenschaftlichen Aufarbeitung, vermochten aber dennoch eine vergleichsweise große Öffentlichkeitswirkung zu erzielen, weil Verdrängtes zum ersten Male breit ausgestellt wurde: Gesamthochschule Kassel (Hrsg.), *Erinnern an Breitenau 1933-1945. Eine Ausstellung historischer Dokumente*, Kassel 1982 und diess. (Hrsg.), *Die Zerschlagung der freien Gewerkschaften in Kassel 1933. Bilder-Dokumente-Kommentare*, Kassel 1983.

zahlreichen Publikationen³ und Ausstellungen ist sicherlich das schließlich erfolgreiche zähe Ringen um den Erinnerungsort Breitenau (ein Arbeitererziehungs- und Konzentrationslager vor den Toren Kassels) - heute eine erfolgreich arbeitende Gedenkstätte - der spektakulärste Ausdruck dieses Engagements geworden.⁴

Für historisch interessierte Lehrer und Schüler waren es solche Themen, der methodische Zugriff (Projektarbeit), der unmittelbare Bezug auf eine möglichst breite Öffentlichkeit, die Einbeziehung von Laien und die Zwanglosigkeit und Selbstverständlichkeit, mit der Laienforscher akzeptiert wurden und sie Zugang zu Ergebnissen und Quellen hatten, die für eine eigene historische Projektarbeit als „Barfußhistoriker“ (U. Wehler) motivierten.

Insofern ist es auch nicht verwunderlich, dass unsere schulische Initiative nicht die erste und einzige in Kassel war.⁵

Geschichtswerkstätten als Antwort auf versäumte Lektionen

Geschichtswerkstätten sind in den 80er Jahren aus und in Zusammenhängen von Bürger- und sozialen Bewegungen entstanden (Umwelt-, Frauen-, antifaschistische und Stadtteilinitiativen) und haben ihr geschichtliches Interesse in doppelter Hinsicht formuliert:

- als historische Vergewisserung über und Verortung ihres eigenen Tuns in dem Sinne, dass Geschichte darauf hin befragt wurde, welche Wurzeln und Erfahrungen vorhanden wären, die die eigene Bewegung in Gegenwart und Zukunft nutzen konnte;
- in bewusster Abgrenzung zum akademischen Betrieb (Elfenbeinturm, Zunft) wie vom gut bürgerlichen Habitus der Geschichtsvereine und dem kleinbürgerlichen der Heimatvereine, denen summarisch posi-

3 Die beiden ersten umfassenden: Jörg Kammler, Dietfried Krause-Vilmar (Hrsg.), Kassel in der Zeit des Nationalsozialismus Band 1. Volksgemeinschaft und Volksfeinde. Kassel 1933-1945. Eine Dokumentation, Fuldabrück 1984 sowie Wilhelm Frenz, Jörg Kammler, Dietfried Krause-Vilmar (Hrsg.), Volksgemeinschaft und Volksfeinde. Kassel 1933-1945. Band 2: Studien, Fuldabrück 1987; daran schlossen sich mittlerweile 19 weitere Untersuchungen zu Einzelfragen oder regionalen Besonderheiten an.

4 Gunnar Richter (Hrsg.), Breitenau. Zur Geschichte eines nationalsozialistischen Konzentrations- und Arbeitererziehungslagers, Kassel 1993; Dietfried Krause-Vilmar, Das Konzentrationslager Breitenau. Ein staatliches Schutzhaftlager 1933/34, Marburg 1998.

5 Dietrich Heither, Wolfgang Matthäus, Bernd Pieper, Als jüdische Schülerin entlassen. Erinnerungen und Dokumente zur Geschichte der Heinrich-Schütz-Schule in Kassel, Kassel 1984; Geert Platner und Schüler der Gerhart-Hauptmann-Schule in Kassel (Hrsg.), Schule im Dritten Reich. Erziehung zum Tod. Eine Dokumentation, Köln 1988.

vistisches Geschichtsverständnis, legitimatorische Geschichtsschreibung und Ausblendung solcher Themen und Aspekte regionaler und lokaler Forschung vorgehalten wurde, die geschichtspolitisch unerwünscht waren, von den demokratischen und sozialistischen Linien der Landes- und Lokalgeschichte ganz zu schweigen.

Ganz im Duktus der damaligen Zeit heißt es beispielsweise aus der Freiburger Geschichtswerkstatt: „Indem wir uns in der Geschichtswerkstatt als basisdemokratisch motivierte und kritisch engagierte HistorikerInnen zur Aufgabe machen, die Geschichte der ‚Ausgegrenzten‘ und ihrer Ausgrenzung, die Spuren der ‚Verfolgten‘ und ihrer Verfolgung, die Geschichte von ‚Zuschüttungen‘ und Minderheiten mit und von den Betroffenen für die Betroffenen zu rekonstruieren, gehen wir ja von einem Selbstverständnis aus, das sich (von der Subjektivierung des Objekts, den Betroffenen, einmal abgesehen) - provokativ ausgedrückt - lediglich an anderen Sujets als den von den Zunft-historikerInnen bevorzugten festmacht.“⁶

Versäumte Lektionen galt es demnach nachzuholen, verdrängte Dimensionen der Geschichte aufzuklären, Geschichte von unten zu betreiben. Auch auf methodischem Feld wurde eine Quellengattung aufgetan, die bislang vernachlässigt schien oder auch war: Oral History. Zur Kenntnis genommen und in die eigenen Untersuchungen einbezogen wurden zudem etliche Publikationen (Broschüren, autobiografische Schriften und Zeitzeugnisse) aus gewerkschaftlichen, kommunistischen und Kreisen der politisch Verfolgten, die bislang als „graue“ Materialien lediglich einem kleinen Kreis von Interessierten bekannt waren, und nunmehr größere öffentliche Resonanz fanden.

Dies alles mit dem Pathos des ganz Neuen, des bewusst Provozierenden, mit einem in den 80er Jahren deutlich zu beobachtenden Gründerelan und einer Fülle von zunächst Klein- und Kleinstpublikationen, die in ihren Titeln häufig durch die Adjektive alternativ und/oder anders auffielen: der andere Stadtführer von Köln, Göttingen ohne Gänseliesel, Regensburg - eine andere Stadtführung usw.⁷

Zur Vervollständigung dieses knappen Bildes gehört erstens, dass in der Regel solche Geschichtswerkstätten eher von Laienforschern betrieben wurden, also von geschichtlich, aber auch oder vor allem geschichtspolitisch Interessierten, und zweitens von Mitte der 80er bis Mitte der 90er Jahre mit der Zeitschrift „Geschichtswerkstatt“ ein -

6 Volker Ilgen, Quellen: Kein Thema in der Geschichtswerkstatt. In: Geschichtswerkstatt, H. 15, Mai 1988, S. 56.

7 Entnommen - als ein Beispiel von vielen - der Rubrik ‚Lokal und Regional‘. In: Geschichtswerkstatt, H. 19, November 1989, S. 107-109.

natürlich basisdemokratisch organisiertes - Publikations- und Diskussionsorgan bestand.⁸ Einige Beispiele von Themenschwerpunkten verdeutlichen die thematische Akzentsetzung:

- Nr. 15/1988: Juden: Innenansichten vergangener Lebenswelten;
- Nr. 16/1988: Trauerarbeit - gegen die Entsorgung der Vergangenheit;
- Nr. 19/1989: Zwangsarbeit: Arbeit-Terror-Entschädigung;
- Nr. 22/1990: Deserteure: Eine notwendige Debatte;
- Nr. 26/1992: Einwanderer und Auswanderer;
- Nr. 27/1993: Frauen im Museum.

1988 existierten ca. 120 Geschichtswerkstätten und etwa 500 Geschichtsprojekte in der Bundesrepublik.⁹ Schließlich gab es alljährlich Geschichtsfeste, die den Versuch unternahm, eine etwas andere Form der Vermittlung der Diskussionen und Ergebnisse der Arbeit der Geschichtswerkstätten zu finden, die insgesamt durch ihren informellen, lockeren Charakter u.a. dazu beitrugen, Zugänge für Interessierte zu öffnen und Hemmschwellen zur Kontaktaufnahme oder Mitarbeit (keine festen Vereinssatzungen, Möglichkeit einer begrenzten, projektbezogenen Mitarbeit) abzubauen. Wiederum in Abgrenzung zu Geschichtsvereinen mit ihrer Vortragskultur fanden auf Geschichtsfesten Workshops statt, weil es um die Einbindung möglichst vieler Ideen und Beiträge und die gleichberechtigte Stellung der Diskutanten ging; in Abgrenzung zu den Heimatvereinen mit ihren volkstümelnden kulturellen Beiträgen wurde hier eine neue Verknüpfung von Geschichte und künstlerischer Verarbeitung gesucht und dem Volkslied die demokratischen Traditionen des politischen Liedes entgegengesetzt.¹⁰ Auch, was die Vermittlung der Arbeitsergebnisse vor Ort anbelangt, wurden neue Wege beschritten: In Hildesheim wurde 1988 z.B. ein Stadtschauspiel über die Auswirkungen der 48er Revolution aufgeführt und in

8 Die Zeitschrift erschien zum ersten Male im Jahre 1983 und hatte insofern eine andere Organisationsstruktur, als sie zwar von der Geschichtswerkstatt e.V., dem bundesdeutschen Netzwerk von Geschichtswerkstätten herausgegeben wurde, die einzelnen Themenhefte aber jeweils von einer regionalen/lokalen Geschichtswerkstatt erarbeitet und verantwortet wurden.

9 Stefan Weigang, Geschichtswerkstätten geben neue Impulse. In: Praxis Geschichte, H. 1/1989, S. 54.

10 Vgl. den Bericht vom Mainzer Geschichtsfest 1993: Hans-Jürgen Bömelburg, Geschichtsfest in Mainz 25/26. September 1993 - Ein Bericht. In: Geschichtswerkstatt. H. 27, Dezember 1993, S. 5 f.

Heidelberg produzierte eine Gruppe gemeinsam mit einer 8. Gymnasialklasse einen Videofilm „Heidelberg im Mittelalter“.¹¹

Je mehr sich die Geschichtswerkstätten vor Ort verankerten und bekannt wurden, je mehr sie ihren Professionalisierungsgrad erhöhten, desto deutlicher wurden Fragen aufgeworfen, vor der jede Initiative steht, die sich im Prozess von einer Bewegung zu einer - wenn auch noch so informellen - Organisationsform befindet: die Überprüfung und Vergewisserung ihrer methodischen und wissenschaftlichen Standards sowie die personelle und finanzielle Absicherung ihrer Arbeit. So wurden beispielsweise selbstkritische Überlegungen zum Umgang mit Quellen und ihrer Interpretation aufgeworfen: „Könnte die Aussagekraft besagter ‚narrationes‘ durch ein ‚Gegen-den-Strich-lesen‘ oder die Kontrastierung mit anderem Quellenmaterial nicht eine Stoßrichtung erhalten, die unserer geliebten Sicht der kleinen Leute als zwar gebeuteltem Objekt der Geschichte aber der Ausbeut(el)ung durch alltägliche Widerstandsformen entgegenarbeitend, widerspricht? Sind nicht die von uns ‚gesuchten‘ und (natürlich) gefundenen demokratischen Traditionslinien in der deutschen Geschichte ein ebensolches Konstrukt, wie es die Erklärungsraster der etablierten Forschung hinsichtlich der ‚großen Geschichte‘ waren und sind?“¹² Was hier vorsichtig, wenngleich eindeutig formuliert worden ist, entwickelte sich in den folgenden Jahren zu unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen, die auf dem Mainzer Geschichtsfest 1993 unter der Fragestellung „Aufbruch zu neuen Ufern?“ auf die Polarisierung hinaus lief:

- Geschichtswerkstätten als „linke Heimatvereine“ versus
- Geschichtswerkstätten als Pioniere für Fragestellungen, die allmählich auch in der etablierten Wissenschaft salonfähig werden.¹³

Die Unsicherheit über die Leistungen bzw. den Stellenwert von Geschichtswerkstätten spiegelte sich auch in Diskussionen über Perspektiven der Arbeit, vor allem, was die dauerhafte Finanzierung anbelangte. Angesichts rückläufiger oder fehlender öffentlicher Finanzierung wurde eine stärkere Orientierung an der Nachfrage nach Produkten lokaler Spurensuche diskutiert: Kalender, Stadt- und Regionalführer, freizeitgeschichtliche Veröffentlichungen, wobei sofort die Problematik aufgeworfen wurde, ob eine solche Kommerzialisierung nicht notwendigerweise Abstriche an wesentlichen Inhalten bedeute.¹⁴

11 Weigang (Anm. 9), S. 54.

12 Ilgen 1988 (Anm. 5), S. 56.

13 Bömelburg 1993 (Anm. 10), S. 5.

14 ebd., S. 6.

Will man die Arbeit der Geschichtswerkstätten bilanzieren, so ist m.E. festzustellen, dass sie in ihren regionalen und lokalen Zusammenhängen sich durchaus ihren Platz in der Geschichts- und Erinnerungskultur erarbeitet haben. Dies gilt zum einen für diverse Publikationen, die nach „pubertären“ Anfängen wichtige Spuren hinterlassen haben; dies gilt zweitens für z.T. nach längeren Kämpfen durchgesetzte Gedenkstätten oder Denkmäler: Dies gilt drittens ganz besonders für solche Initiativen, denen eine Kontinuität und eine kontinuierliche finanzielle Förderung mit einhergehender Professionalisierung gelang. Zu erwähnen sind hier einige Geschichtswerkstätten in Städten wie Hamburg oder Berlin oder eine Institution wie das Archiv der deutschen Frauenbewegung in Kassel.

Schulische Geschichtswerkstätten machen mit

Es gibt bislang wenig Arbeiten über das Entstehen und die Entwicklung schulischer Geschichtswerkstätten. Es sind wohl aber drei Gründe, die in den 80er Jahren wesentlich zu solchen Initiativen der Spurensuche im lokalen Feld geführt haben:

- das Unbehagen vor allem jüngerer Lehrerinnen und Lehrer an der Praxis und den Erträgen des Geschichtsunterrichts (darauf einzugehen, würde diesen Beitrag allerdings sprengen), wobei gerade solche Kolleginnen und Kollegen oftmals selbst - wenn nicht durch Geschichtswerkstätten - so doch durch die entstehenden Bewegungen von unten sozialisiert waren;
- das Umfeld der Geschichtswerkstätten und Geschichtsprojekte in den jeweiligen Städten und Gemeinden mit ihren anregenden Themen und methodischen Zugriffen;
- der seit 1973 existierende, aber erst in den 80er Jahren seine breite Resonanz findende Wettbewerb „Deutsche Geschichte um den Preis des Bundespräsidenten“ der Hamburger Körber-Stiftung.

Ich möchte an zwei gut dokumentierten Beispielen Entstehung, Wirkungsweise und Bedeutung solch schulischer Geschichtswerkstätten darstellen: der Geschichtswerkstatt am Kasseler Friedrichsgymnasium und der Geschichtswerkstatt am Sindelfinger Goldberg Gymnasium.¹⁵ Unser erstes Projekt startete - wie schon erwähnt - gegen Ende

15 Michael Kuckenburger, ‚Das Große im Kleinen begreifbar machen‘. Die Geschichtswerkstatt am Goldberg-Gymnasium in Sindelfingen - ein Praxisbericht. In: Praxis Geschichte, H. 1/1997, S. 56-58; Peter Adamski, ‚Vom Pennäler zum Flakhelfer‘. Die Geschichtswerkstatt am Friedrichsgymnasium untersuchte die eigene Schulgeschichte in der Zeit des Faschismus. In: Gottfried Köbler, Guido Steffens,

des Jahres 1983 und hatte zum Ziel, anlässlich des 40. Jahrestages der Befreiung von Faschismus und Krieg im Mai 1985 in unserer Schule eine Ausstellung zu erarbeiten, die sich mit der Nachkriegszeit in Kassel bis zur Währungsreform 1948 befassen sollte. Ein Jahrestag war auch in Sindelfingen Ausgangspunkt für das erste Projekt. Dort ging es um die Frage, wie sich die so genannte Machtergreifung in der baden-württembergischen Stadt abgespielt hatte. In beiden Fällen war also ein in der Erinnerungskultur bedeutsames Ereignis Gegenstand des Forschens; auffällig in beiden Städten war auch, dass Stadtarchive über ausreichendes Material verfügten und in den örtlichen Zeitungsarchiven ebenfalls brauchbare Berichte und Erinnerungen zu finden waren, im öffentlichen Bewusstsein aber diese historischen Phasen „weiße Flecken“ darstellten, weil sie bislang überhaupt noch gar nicht in das Blickfeld des wissenschaftlichen Interesses genommen worden waren.

Das Produkt war in Sindelfingen eine Artikel-Serie in der örtlichen Zeitung. Auch die Arbeitsweisen waren ganz ähnlich: Arbeit im Stadtarchiv, Gespräche mit Zeitzeugen, Verknüpfung der lokalen Ereignisse mit den „großen“ politischen, um nicht in Geschichten aus der Heimat zu versinken und die allgemeinen Bezüge außer Acht zu lassen. Des Weiteren ist für beide schulischen Geschichtswerkstätten bezeichnend, dass sie versuchten, sich im lokalen Raum geschichtspolitisch einzumischen, so zu sagen ihren Beitrag zu einer anderen Erinnerungskultur zu liefern.

Als die Sindelfinger Geschichtswerkstatt 1989 mit ihrer Arbeit „Zwangsarbeiter in Sindelfingen“ beim Geschichtswettbewerb einen zweiten Preis gewann, schlug sie der Stadt vor, ein Mahnmal für die umgekommenen 53 Zwangsarbeiter zu errichten, wobei sie das Preisgeld von 2.000 DM als „Anschubfinanzierung“ stiftete. Im Juni 1992 wurde dieses Mahnmal schließlich errichtet.

Ähnliches findet sich auch in der Arbeit der Geschichtswerkstatt am Friedrichsgymnasium. Ebenfalls in einem Wettbewerbsbeitrag der Körber-Stiftung -“Denkmäler“ 1992/93- hatten wir die Geschichte des Denkmals für die gefallenen Schüler unserer Schule in den beiden Weltkriegen untersucht, das in den 50er Jahren entstand und in der Pausenhalle der Schule steht. Dabei hatten wir nicht nur heraus gefunden, dass bestimmte Schülergruppen fehlten (z.B. die jüdischen Schüler), sondern eher zufällig entdeckt, dass einer der Ehemaligen zum weiteren Umfeld des Widerstandskreises des 20. Juli 1944 gehört hatte. Da sich ein Jahr später der Attentatsversuch auf Hitler zum 50. Mal

Christoph Stillemlunkes (Hg.), Spurensuche. Ein Reader zur Erforschung der Schulgeschichte während der NS-Zeit, Frankfurt a.M. 1998, S. 71-79 .

jährte, wollten wir an der Schule den Widerstand gegen den Nationalsozialismus - exemplarisch am Beispiel Ludwig Kaisers - durch ein zweites Denkmal in Erinnerung rufen. Und in der Tat gelang es einer Gruppe von sechs Schülerinnen und Schüler in Zusammenarbeit mit dem Kasseler Künstler Horst Hoheisel sowie in engem Kontakt mit den Verwandten Kaisers ein solches Denkmal zu schaffen, finanziert durch ein breites Spendenaufkommen der Schulgemeinde. Es wurde am 20. Juli 1994 in der Pausenhalle des Friedrichsgymnasiums eingeweiht.

An dieser Stelle muss nun in der Tat die besondere Bedeutung des Wettbewerbs „Deutsche Geschichte“ Erwähnung finden, der auch an den Orten, die nicht durch das Umfeld von Geschichtswerkstätten oder Geschichtsprojekten geprägt waren, oftmals den An Schub für eine kontinuierliche regionale Spurensuche schulischer Laienforscherinnen und -forscher wurde. So bilanzieren die Verantwortlichen des Schülerwettbewerbs im Jahre 1997: „Die Erforschung der lokalen und regionalen Geschichte ist zu einem festen Bestandteil der Geschichtskultur in der Bundesrepublik Deutschland geworden. Dadurch hat sich auch das Bewusstsein von dem, was traditionell ‚Heimatgeschichte‘ hieß, grundlegend gewandelt. Heute dominieren politische, soziale und kulturelle Fragestellungen. Die Forschungsthemen liegen auf der Straße, und sie sind so vielfältig wie die Identitätsprobleme der Gesellschaft: Alltag im Nationalsozialismus, Umweltgeschichte, Fremdsein in Deutschland, kalter Krieg ... Damit hat sich die Lokalgeschichte zugleich aus dem akademischen Elfenbeinturm gelöst und für die Laienforschung geöffnet.“¹⁶ In der Tat belegen die Themen der Wettbewerbe die Breite des erforschten politischen, wirtschaftlichen, sozialen und mentalitätsgeschichtlichen Feldes:

- Geschichte deutscher Freiheitsbewegungen: 1973-1976;
- Sozialgeschichte des Alltags: 1977-1979;
- Alltag im Nationalsozialismus und in der Nachkriegszeit: 1980-1985;
- Umwelt hat Geschichte: 1986/87;
- Unser Ort - Heimat für Fremde?: 1988/89;
- Tempo, Tempo ... Mensch und Verkehr in der Geschichte: 1990/91;
- Denkmal: Erinnerung - Mahnung - Ärgernis: 1992/93;
- Ost-West-Geschichte(n) - Jugendliche fragen nach: 1994/95;

16 Lothar Dittmer, Detlef Siegfried, Einleitung zu: diess. (Hrsg.) im Auftrag der Körber-Stiftung, Spurensucher. Ein Praxisbuch für historische Projektarbeit, Weinheim und Basel 1997, S. 7.

- Vom Armenhaus zur Suchtberatung. Zur Geschichte des Helfens: 1996/97;
- Aufbegehren, Handeln, Verändern. Protest in der Geschichte: 1998/99;
- Genutzt - geliebt - getötet. Tiere in unserer Geschichte: 2000/01.¹⁷

Lagen die Zahlen der teilnehmenden Schülerinnen und Schüler bis 1979 noch zwischen 2.500 und 5.000, hat der Wettbewerb ab den 80er Jahren z.T. bis zu 12.000 Laienforscherinnen und -forscher mobilisieren können, die dem Motto gefolgt sind: „Grabe, wo Du stehst“.

Wenn also davon ausgegangen werden kann, dass Projekte historischer Spurensuche durchaus ein sicheres Standbein in der öffentlichen wie schulischen Wahrnehmung von historischem Lernen gefunden haben, so muss immerhin differenzierend angemerkt werden, dass in der fachdidaktischen Diskussion eine solche Lernform wieder stärker problematisiert wird, als dies vor zehn Jahren der Fall gewesen ist.¹⁸ Angemahnt wird, dass es sich keineswegs um einen „Königsweg“ historischen Lernens handele, sondern auch systematisierende, stärker lehrerzentrierte Vermittlungsformen der Historie ihren Platz im Unterrichtsgeschehen behalten müssten. Diese und andere Einschränkungen erstaunen ein wenig vor dem Hintergrund, dass ca. 80% des Unterrichts frontal erteilt wird und vermutlich niemand der Befürworter projektorientierten Lernens eine solche Methode als ausschließlich betrachten wird. Drittens sind die sicht- und messbaren Leistungen schulischer Erinnerungsarbeit mittlerweile in ihrer Breite und Qualität unübersehbar: Zuallererst natürlich dokumentiert in den Arbeiten der jeweiligen Wettbewerbe der Körber-Stiftung, die aber sicherlich zu ergänzen wären um die vielen lokalen und regionalen Wettbewerbe, die unterstreichen, dass Schülerinnen und Schüler unterschiedlichster Jahrgangsstufen und unterschiedlicher Schulformen forschendes Lernen praktizieren, ihre Ergebnisse in der Öffentlichkeit vorstellen und Beachtung finden, die sicherlich nicht daher rührt, weil sie optisch gut gestaltet sind.

Was lässt sich über die „Erfolge“ einer solchen Art historischen Lernens aussagen, die sich u.a. an gewachsenem historischen Interesse, des methodischen Arbeitens, vielleicht gar der Nachhaltigkeit im Sinne eines sich differenzierenden historischen Bewusstseins fest machen

17 Näheres zum Schülerwettbewerb unter:
www.stiftung.koerber.de/wettbewerbe/geschichtswettbewerb.html

18 Bodo von Borries, Historische Projektarbeit: ‚Größenwahn‘ oder ‚Königsweg‘? In: Dittmer/Siegfried (Anm. 16), S. 243-253.

ließen? Ein Schüler der Geschichtswerkstatt am Friedrichsgymnasium - beteiligt am Denkmal für Ludwig Kaiser und den Widerstand gegen den Nationalsozialismus - schreibt: „Abschließend kann ich also sagen, dass von jedem, der an diesem Projekt mitgearbeitet hat, ein Teil dieser Erinnerungen an Ludwig Kaiser weiterlebt. Es scheint mir, als hätten wir damit alle mehr für uns selbst als für die anderen getan. Vielleicht haben wir aber gerade deshalb anderen geholfen, weil wir ihnen sagen können, wie hilfreich es ist, sich auf diese Art und Weise mit einem solchen Thema auseinanderzusetzen.“¹⁹ Was Christoph hier beschreibt, lässt sich m.E. verallgemeinern: Das Produkt eines Projektes sagt immer mehr über die Interessen der Beteiligten, den Anlass ihres Handelns und die Zeitumstände aus, in denen sie das Projekt durchgeführt haben als über das Thema selbst. Diese Erfahrungen sind zwar von anderen nachzulesen, das Ergebnis zu betrachten, der Prozess aber nicht nachzuempfinden. Deshalb ist es für nachfolgende Schülergenerationen sehr schwer, wenn nicht gar unmöglich, sich im eigentlichen Sinne mit solchen Projekten zu identifizieren; sehr wohl möglich allerdings, sie als beispielhafte Motivation für eigene Initiativen zu begreifen.

Die Frage des Transfers von Erfahrungen ist eng verknüpft mit einem weiteren Problem, nämlich dem der Entwicklung von Qualifikationen und Expertenwissen bei Schülern und Lehrern. Michael Kuckenburg, Leiter der Sindelfinger Geschichtswerkstatt, beschreibt den Ertrag für die Schüler wie folgt: In methodischer Hinsicht „wissen sie jetzt, wie man Quellen sichtet, sichert und auswertet, sie können historische Sachverhalte selbst erschließen und ‚große‘ Geschichte durch ihre (oft mittelbare) Verzahnung mit lokalen Ereignissen besser begreifen.“²⁰ Neben diesen fachspezifischen Kompetenzen kommen wichtige Erfahrungen hinzu: Man lernt den Umgang mit Behörden und Ämtern, mit Zeitzeugen, man lernt, die Ergebnisse der Arbeit zu präsentieren, ggf. auch zu vermarkten: Pressemitteilungen und -Gespräche, Interviews für den Rundfunk, Beiträge bei der Eröffnung von Ausstellungen, Teilnahme an Podiumsdiskussionen, um nur einige Beispiele zu nennen.

19 Christoph Wörner, Das ‚Denk-Mal‘ für den 20. Juli 1944 oder ‚Warum so eilig, bleib doch mal stehen!‘ In: Peter Adamski (Hg.), ‚Grabe, wo Du stehst.‘ 10 Jahre Geschichtswerkstatt am Friedrichsgymnasium, Kassel 1995, S. 88 f.

20 Kuckenburg (Anm. 15), S. 58.

Geschichtsvereine, Geschichtswerkstätten und schulische Geschichtsprojekte - gemeinsame Interessen?

Begriffen sich Geschichtswerkstätten ursprünglich per definitionem bewusst als Gegenbewegung zu Geschichts- und Heimatvereinen, also quasi als regionales Konkurrenzunternehmen, zeichnete sich in ihrer Konsolidierungs- und Differenzierungsphase sehr bald ab, dass es so zu sagen gemeinsame Schnittmengen gab, dass notwendigerweise zu bestimmten thematischen Aspekten Überschneidungen stattfanden. Hinzu kommt, dass es zu persönlichen Kontakten (mit dem Stadtarchiv, mit den örtlichen Museen usw.) kam, die auf Dauer vorhandene oder eingebilddete Animositäten abbauen halfen. Insofern kann ab einem bestimmten Zeitpunkt sicherlich von einem interessierten Nebeneinander die Rede sein. Aus der Perspektive der Geschichtsvereine ist von einem vergleichbaren Öffnungsprozess zu sprechen: Je deutlicher die Ergebnisse der „Laienhistorikerinnen und -historiker“ in der Öffentlichkeit Beachtung fanden und je differenzierter ihre Ergebnisse und Produkte waren, umso ernster wurden sie genommen und - umso ernsthafter setzte ein Reflexionsprozess in den Geschichtsvereinen ein, sich für neue Fragestellungen zu öffnen. Ich habe - bezogen auf den Oberhessischen Geschichtsverein - die Probe aufs Exempel gemacht, indem ich mir die Veröffentlichungen (Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins. Neue Folge, ab Band 47, 1963 bis Bd. 85, 2000) angeschaut habe: Hätte ich meine Projekte aus den Jahren 1983-1985 für die Region Gießen durchgeführt, wäre ich von 1963 bis 1983 auf 3 bis 4 Beiträge gestoßen, auf die sich die Schülergruppe hätte beziehen können, während sich die Zahl solcher Forschungsbeiträge (gemeint sind zeitgeschichtliche Untersuchungen seit der Novemberrevolution 1918) im Zeitraum von 1984 bis zum Jahre 2000 auf mehr als 25 erhöht hat.

Bei schulischen Geschichtswerkstätten war die Ausgangssituation von vornherein eine andere: Sie orientierten sich schlicht in ihrem lokalen Bezugsfeld an den für ihren Zusammenhang real arbeitenden Initiativen, egal, ob dies Geschichtsvereine oder Geschichtswerkstätten waren. Sie entschieden nicht nach „Vereinszugehörigkeit“ über die Seriosität der verarbeiteten Quellen, sondern nach dem pragmatischen Gesichtspunkt: Wo finden wir überhaupt Quellen oder Untersuchungen? Ich glaube, dass dies heute nicht anders ist. Schülerinnen und Schüler wie ihre sie beim historischen Forschen und Lernen begleitenden Lehrkräfte stellen zu aller erst die heuristische Frage: Wo finden wir etwas zu unserem Thema, zu unserem Fragenkomplex? Und an dieser Stelle ist zunächst nur die Faktizität des Vorhandenen - ob als Zeitzeugnis, als Quelle im herkömmlichen Sinne, als Studie, Beschreibung, Dokumentation oder wissenschaftlichen Verarbeitung gefragt.

Erst danach stellt sich die hermeneutische Frage: Wie können wir das Vorgefundene einordnen, überprüfen, gewichten? Das bedeutet, dass Geschichtsvereine in dieser Hinsicht ihre Möglichkeiten und - ein wenig pathetisch formuliert - auch ihre Verantwortung begreifen könnten und sollten, sofern ihnen daran gelegen ist, ihr Tun und ihre Qualifikationen *auch* im Sinne einer nachhaltigen Weckung historischen Interesses bei Jugendlichen zu begreifen. Dass ein solches Interesse vorhanden ist bzw. entwickelt werden kann, zeigt im Übrigen nicht nur die Arbeit schulischer Geschichtswerkstätten. Untersuchte man einmal die Veränderungen konzeptioneller (nicht nur pädagogischer) Art bei vielen außerschulischen Lernorten und historischen Museen, so werden dort mannigfaltige Ansätze zu finden sein, Geschichte neu und anders - eben adressatenorientierter - zu vermitteln und zu präsentieren; mit der Folge, dass sie zu Orten werden, wohin Kinder und Jugendliche nicht mehr zu Wandertagen hingeschleppt werden müssen und langweilige Führungen über sich ergehen lassen, sondern an denen sie selbst geronnene Geschichte mit allen Sinnen erfahren können. Nun kann es nicht darum gehen, Geschichtsvereine in pädagogische Institutionen zu verwandeln. Wie aber könnte ein solcher Prozess vom freundlichen Wahrnehmen und u.U. finanzieller Unterstützung schulischer Projekte hin zu einem bewussten Fördern schulischer Prozesse forschenden historischen Lernens aussehen?

Aus meiner Sicht könnten sich Geschichtsvereine in verschiedener Weise jungen Laienhistorikerinnen und -historikern öffnen. Einige thesenartige Überlegungen:

- Geschichtsvereine sind ein wichtiger Ort, an dem sich lokales und regionales historisches Wissen konzentriert. Zum einen in der Form schriftlicher Mitteilungen, Studien, Aufsätze, auf die zurückgegriffen werden kann und die zu einer wichtigen Basis weiterer Spurensuche Anlass geben können. Dazu wäre allerdings ein sensibleres Eingehen auf neue Trends im geschichtswissenschaftlichen Diskurs, bei den zu bearbeitenden Themen und den methodischen Zugriffen notwendig. Konkret: Zu Themen der Umwelt-, der Mentalitäts- oder der Geschlechtergeschichte, der Geschichte der Kleinen Leute gibt es nach wie vor Nachholbedarf.
- Geschichtsvereine versammeln aber auch unter einem ganz anderen Gesichtspunkt historisches Wissen, nämlich in ihren Mitgliedern, die angesichts der Alterstruktur der Vereine ein enormes Zeitzeugenwissen zu den unterschiedlichsten thematischen Aspekten verkörpern. Es könnte folglich eine durchaus lohnende Aufgabe sein, dieses Wissen zu erkunden, zu systematisieren und jugendlichen Forschern anzubieten. Konkret: Wäre es nicht eine sinnvolle Aufgabe,

interessierten Pädagoginnen und Pädagogen sowie ihren Schülerinnen und Schülern eine Liste anzubieten von Themen und Personen, die als Zeitzeugen für solche Fragen zur Verfügung stünden?

- Wäre es undenkbar, dass Geschichtsvereine in Kooperation mit anderen Institutionen (Stadtarchiv, Museen oder außerschulischen Lernorten) selbst einmal einen Wettbewerb zu einem brisanten und interessanten lokalen Thema ausschrieben, für das Schülerinnen und Schüler auf Expertenwissen und Hilfestellungen der Geschichtsvereine zurück greifen könnten? Um Missverständnisse zu vermeiden: Es geht weder um die Inflationierung von Wettbewerben noch darum, daraus eine zwingende Kontinuität zu machen.
- Geschichtsvereine könnten sich als den Ort begreifen, der jugendlichen Forscherinnen und Forschern ein Forum für die Vorstellung ihrer Ansätze und Ergebnisse bietet. Warum sollten schulische Initiativen, die am Wettbewerb Deutsche Geschichte teilgenommen haben, ihre Arbeiten nicht alle zwei Jahre einmal im Rahmen einer Veranstaltung des Geschichtsvereins in lockerer Form (als Kleinausstellung, als Parcours der Präsentationen) vorstellen, um in ein Gespräch zu kommen?

Es geht aus meiner Sicht darum, Schwellenängste - ich denke auf beiden Seiten - abzubauen, in Kommunikation zu treten, Hilfestellungen anzubieten. Man wird nicht darauf warten können, dass Jugendliche von sich aus den ersten Schritt tun, und auch nicht, dass sie anschließend Mitglieder in den Geschichtsvereinen werden. Viel wichtiger ist indes, dass sie nachhaltig historisch interessiert bleiben und wissen, wo sie sich Rat und Unterstützung holen können.